

**Zeitschrift:** Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus  
**Herausgeber:** Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege  
**Band:** 23 (1929)  
**Heft:** 11

**Artikel:** Wir und der Alltag : An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen (Matth. 7, 16)  
**Autor:** Ragaz, L.  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-135887>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 09.03.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## Wir und der Alltag.

An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen. Matth. 7, 16.

Wir wollen, durch allerlei Erfahrungen dazu veranlasst, wieder von einer Sache reden, die ebenso einfach als wichtig ist, von einer Klippe, an welcher unsere Sache oft genug scheitert — weil wir selbst Schiffbruch leiden — von einer Aufgabe, die sich gross, unabwendbar und entscheidend vor uns hinstellt: wir müssen uns und damit unsere Sache, oder auch umgekehrt unsere Sache und damit uns selbst im Alltag bewähren.

Das liegt ja gewiss auf der Hand. Sobald eine Sache auftritt, die bestimmte Ansprüche erhebt, indem sie gegen herrschende Ansichten, Einrichtungen, Mächte streitet, werden sofort Ansprüche an sie selbst und das heisst: an ihre Träger, gestellt. Man passt auf — und mit was für kritischen Augen, ja, mit was für Instrumenten! — ob deren persönliches Verhalten mit der von ihnen vertretenen Sache stimme oder nicht. Ist dies offenkundig und unzweifelhaft der Fall, so gewinnt damit die Sache sofort an Ansehen und Werbekraft, ist dies nicht der Fall, so verliert sie sofort den Kredit. Wenn Einer ein Anhänger, vielleicht gar ein Vorkämpfer der Friedensbewegung ist, dann erwartet man von ihm Friedensgeist und Friedensart in all seinem Tun und Lassen. Falls man diese nicht findet, dann wird damit die Friedenssache zum Hohn. Wenn Einer ein Sozialist ist, so passt man auf, ob er sich auch in seinem Privatleben als ein Mensch bewährt, der in allem Tun nicht bloss an sich selbst denkt, sondern auf Wohlfahrt und Ehre des Andern bedacht ist. Zeigt sich, dass dies deutlich nicht der Fall ist, ja, dass sogar das Gegenteil der Fall ist, dann macht sein Sozialismus wahrlich nicht viel Eindruck. Vollends steigt dieser Anspruch der Andern an uns auf den Gipfel, wenn wir selbst den gewaltigsten aller Ansprüche erheben, nämlich Menschen zu sein, die an Gott glauben, vielleicht gar Jünger Christi zu sein. Dann vollends achtet man mit Argusaugen auf uns, ob unser Wesen und Leben durch diesen Umstand so verändert werde, wie es ja sein müsste, wenn man an Gott glaubt, ein Jünger Christi ist, ob wirklich Glaube, welcher der Welt überlegen sei, Freiheit von Angst und Reiz der Welt und vom Dienst ihrer Götzenmächte, als da sind Mammon, Ehre, Macht, Erfolg, Genuss und so fort, bei uns zu treffen sei, vielleicht gar das Grösste von allem: wahre Liebe. Wo das nicht zu finden ist, vielleicht weniger sogar als bei denen, die solchen Anspruch nicht machen, vielleicht, wie das, Gott seis geklagt, oft genug der Fall ist, das krasse Gegenteil von alledem, da geschieht jene furchtbare Entwertung des Gottesglaubens und Christusbekenntnisses, die als

schwere Not auf uns lastet. Kurz, es ist schon so: jede Sache wird entscheidend an jenen Früchten erkannt, die sich in der schlichten Tat des Alltags darstellen; wo eine Sache wesentlich bei Worten, Ideen, Programmen bleibt, da verliert sie rasch allen Ernst. Das durch den Anspruch einer Sache geweckte Gewissen schläft ob dem Verhalten ihrer Träger wieder ein, halb zufrieden darob, halb enttäuscht. Das Gewissen der Menschen ist — trotz allem — immer noch durch den Anspruch der Wahrheit zu wecken, aber wach erhält es und gründlich weckt es nur die T a t, die Tat des A l l t a g s, welche die schwerste ist.

Also sollen wir unsere Sache durch unser Verhalten im Alltag bewähren.

Liebe Freunde! Das ist bald gesagt. Es ist sehr einfach zu sagen, und doch zittert die Hand, die einen solchen Satz niederschreibt. Denn wer von uns unterstünde sich wohl, zu behaupten, er erfülle den Anspruch dieses Satzes? Wer von uns unterstünde sich auch nur, den Versuch zu machen, ihm Genüge zu leisten? Wir stehen alle beschämt da und ich denke mir, derjenige unter uns, der am wenigsten Ursache dazu hätte, am allermeisten.

Aber nicht nur dies, fast schwerer scheint mir ein anderer Gedanke: Wenn wir nun unaufhörlich, bei all unserem Tun und Lassen, überlegten: „Du bist Antimilitarist, bist Sozialist, bist Einer, der sich zu Christus bekennt, folglich musst du dich so und so verhalten“, das gäbe doch ein nicht nur mühseliges Leben — was ja ein Leben aus Gott nicht sein soll — sondern auch ein gekünsteltes, unechtes. Verwandeln wir uns dann nicht aus lebendigen Menschen in Gliederpuppen einer Idee? Verschwände damit nicht alle Unbefangenheit, Naivität und Ursprünglichkeit des Handelns, die doch das Schönste an allem Tun und das sicherste Kennzeichen seiner Echtheit sind? Lügen dann nicht Pharisäismus und Heuchelei sehr, sehr nahe? Und wäre ein solches Wesen für Andere sehr anziehend, würde es wirklich für die Sache? Wir kennen ja ein solches Gliederpuppentum einer Sache, kennen besonders ein solches künstliches Christentum — aber werden wir dadurch für das Christentum gewonnen?

Und endlich ist auch dies zu bedenken: Ist jener Anspruch der Andern nicht doch auch mit Ungerechtigkeit behaftet? Kann einer nicht ehrlich gegen Krieg und Gewalt sein, ohne dass er selbst ein Engel an Friedensgeist wäre? Wenn Einer nicht mehr töten und töten lassen will, so erfordert das noch nicht, dass er eine Verkörperung aller Herrlichkeit der Bergpredigt sei, und wenn einer gegen die Gewalt kämpft, so kann er sehr wohl wissen, dass in ihm selbst der Dämon der Gewalt noch sehr mächtig ist, ja, vielleicht kämpft er gerade darum so eifrig, ja leidenschaftlich gegen ihn, wie ja wohl auch einer, der den Dämon der Trunksucht in sich mächtig fühlt,

schärfer gegen den Alkoholismus streiten wird, als Einer, der seine Gefahr nie an sich selbst verspürt. Kann nicht Einer durchaus ehrlich Sozialist sein, obschon er weiss, ja gerade weil er weiss, wie gross die Herrschaft des egoistischen Wesens auch über ihn selber ist? Und endlich: kann man nicht an Gott glauben und von Herzen ein Jünger Christi zu sein begehren, wissend, wie wenig Gott die beherrschende Macht unseres Lebens und wie wenig dieses eine Verherrlichung Christi ist? Kann man nicht trotzdem wissen, dass Gott lebt und dass Christus die Wahrheit ist?

Bei diesem dritten Punkte soll die Antwort auf unsere schwere Frage einsetzen.

Gewiss, es ist so: jener Anspruch der Andern ist teilweise ungerecht. Wir können einer Sache ehrlich dienen, obschon wir es in Schwachheit tun. Die Sache wird nicht dadurch kompromittiert, dass sie grösser ist als wir. Gewiss! Nur muss dann aber Eins hinzugefügt werden: Wir dürfen dann auch selbst nicht falsche Ansprüche erheben. Wir dürfen nicht den Schein erregen, als ob wir doch jene Verkörperung der Tugenden unserer Sache wären, dürfen uns nicht auf die Weise mit unserer Sache verwechseln, als ob wir dadurch, dass wir uns zu ihr bekennen, auch persönlich mehr wert wären als die Andern. Es gibt ja wirklich eine solche Form des Hochmutes, dass Menschen von einer grossen Sache erfüllt sind, wie von einem Rauch oder Gas: nämlich so, dass sie dadurch bloss aufgebläht werden. Einer grossen Sache zu dienen, müsste aber umgekehrt sehr demütig machen. Es muss zwar betont werden: Man darf und soll auf eine grosse Sache stolz sein. Seid es alle, die ihr eine solche Sache habt! Es ist nicht unnötig, auch das zu sagen. Aber Stolz ist nicht Hochmut. Dass man einer solchen Sache dienen darf, muss vielmehr als Wunder und Gnade, als erstaunliches Geschenk empfunden werden. Darum muss, wenn alles in Ordnung ist, mit diesem Stolz Tag und Nacht das Gefühl verbunden sein, dass man dieser Sache nicht genüge, dass man dafür zu klein sei; es muss der Schmerz damit verbunden sein, dass man ihr nicht genug Ehre machte, sie nicht genug verwirklichen könne, und selbstverständlich dann nicht ein Schwelgen in den „Spannungen“, die daraus entstehen, sondern ein innig ernstes Bemühen, immer mehr in die Sache hinein zu wachsen und von ihr erfüllt und getragen zu werden, um sie — selbst tragen zu können. Und vor allem: Man muss in der Kritik umso zurückhaltender sein, als man sich der eigenen Schwäche bewusst ist, besser: man muss seine ganze Kritik auf diese Tatsache einstellen. Ein Antimilitarist darf nicht gegen den Mangel an Friedensgeist bei den Andern wettern und selber ein friedloser Mensch sein; ein Sozialist nicht über die verdorbene bürgerliche Moral losziehen und selbst behaglich in allen Wassern bourgeois Lebensführung herumplätschern; Einer, der an Gott



glaubt und ein Jünger Christi sein will, nicht den Unglauben und das Versagen der Andern richten und selbst darin elend zu kurz kommen. Weil wir aber alle versagen, alle zu kurz kommen, seis als Antimilitaristen, seis als Sozialisten, seis als Christen, darum wollen wir unsere Sache überhaupt nicht so vertreten, dass wir damit Andere richten. Wir wollen fein bescheiden sein, uns selbst durch die Sache richten lassen. Dann wird diese schon von selbst die Andern richten.

Das ist das Erste. Und nun das Zweite. Wir wollen und sollen gewiss mit allen Fasern unseres Wesens darnach trachten, unserer Sache würdiger zu werden. Aber das wollen und sollen wir nicht dadurch zu erreichen versuchen, dass wir Musterknaben der Idee, Gliederpuppen unserer Sache werden. Nein, wir müssen dazu einen andern Weg gehen. Nicht von a u s s e n her darf jener Anspruch kommen, er muss von i n n e n her geschehen. Es kommt darauf an, dass wir von vornherein in das rechte Verhältnis zu unserer Sache treten.

Man kann eine Sache auf zweierlei Weise erfassen. Man kann sie von a u s s e n her annehmen. Man ergreift sie dann bloss mit den Gedanken, weil sie vernünftig ist, man ergreift sie vielleicht auch mit einer gewissen Begeisterung, weil sie schön und gross ist. Man hat das B e d ü r f n i s, eine solche Sache zu haben. Vielleicht auch — und das ist die ernsteste Form dieser Art — fühlt man sich durch das Gewissen verpflichtet, sich dieser Sache zuzuwenden. Das ist wohl besonders häufig der Fall mit der Jüngerschaft Christi. Man meint dann vielleicht sogar die Bergpredigt erfüllen zu müssen, weil sie nun einmal zum Christentum gehört. Aber in all diesen Fällen bleibt die Verbindung mit der Sache äusserlich. Sie ist zufällig, nicht notwendig; man könnte sich allfällig auch dem Gegenteil zuwenden. Es ist eine blosser Bekanntschaft oder höchstens Freundschaft, keine Ehe und innige Vermählung der Sache mit dem Wesen eines Menschen. Die Sache wird nicht zu unserem Fleisch und Blut, sondern ist ein Stück Garderobe. Dann tritt ganz von selbst jene Trennung von Bekenntnis zu einer Sache und Alltag ein. Dann kann man der Friedensbewegung dienen wollen und aufs unfriedlichste streiten, sogar in der Friedensbewegung selbst; dann kann man Sozialist sein, mit dem blossen Kopfe oder mit der Leidenschaft des Willens, und ein selbstischer, ja brutaler Mensch; dann kann man ein Christ sein und ein Sklave aller Mächte der Welt, ja Schlimmeres. Ganz von selbst kommt es so; man merkt es nicht einmal. Oder dann müht man sich, jenes Muster der Idee, jene Gliederpuppe der Sache zu werden — umsonst, in j e d e r Beziehung umsonst!

Nur der andere Weg führt zum Ziele. Die Sache muss uns von i n n e n her ergreifen. Sie muss wir selbst werden, unser

Schicksal, unser Leben, bis zu jener höchsten Form: „So lebe nun nicht mehr ich, sondern Christus lebet in mir!“ Die Friedenssache muss bei uns aus einer Friedensnotwendigkeit kommen, die — trotz allem andern — wirklich in uns ist, der Sozialismus aus einer Gemeinschaftssehnsucht und einem Gemeinschaftsgewissen, die — trotz allem andern — wirklich in uns leben, das Bekenntnis zu Gott und Christus aus einem Verlangen nach Gott, einer Erkenntnis der Wahrheit Christi, die — trotz allem andern — wirklich in unserer Seele wohnen und sprechen: „Ich glaube, Herr, hilf meinem Unglauben“, und: „Herr, du weisst alle Dinge, du weisst, dass ich dich lieb habe.“ Wenn das so ist, dann geschieht wieder etwas von selbst: dann kommt aus dem, was wirklich in uns ist, von selbst etwas von Friedensgeist, von selbst etwas von Sozialismus des Lebens, von selbst etwas von Kraft der Weltüberwindung und etwas vom Licht Christi. Wie könnte es anders sein, da das alles doch wirklich in uns ist? Und unser Ringen um eine vollere, bessere, treuere Verwirklichung der Sache durch unser Sein und Tun ist nun nicht mehr die Herstellung eines Musters, die Schaffung einer Gliederpuppe, sondern die schmerzliche Geburt und das langsame Wachsen jenes Menschen, der in uns empfangen ist, der wir selbst in unserm innersten Wesen sind. Und nun erst sind wir jenes **E n t s c h l u s s e s** fähig, zu dem er freilich kommen muss, unsere Sache ganz anders als bisher im Alltag zu bewähren. Dieser Entschluss wird freilich — o Paradoxie! — **G n a d e** sein — man muss dieses höchste Wort trotz allem Missbrauch doch von Zeit zu Zeit brauchen — aber wenn es uns ernst ist, dürfen wir auf diese Gnade, die Gnade dieses Entschlusses und seiner Erfüllung, wenn auch nur einer in Schwachheit, rechnen. Durch sie, die mit dem Entschluss zusammenfällt, durch jenes innerste Einswerden mit der Sache, das sie zu uns selbst und uns zu ihr macht, kann ein Durchbruch zum Ganzen geschehen, trotz aller Mängel, die bleiben.

Diesen Weg müssen wir gehen. Es ist durchaus nötig, dass eine Sache in ihren Trägern durch den Alltag gerechtfertigt werde. Es darf nicht bei den Begeisterungen gehobener Stunden bleiben. Solche Sonntage und Hochzeiten der Seele haben auch ihr Recht, aber sie müssen im Werktag und Alltag aus Blüten zu Früchten werden. Wenn sie das nicht tun, waren sie dann echt? Schöne Zusammenkünfte, wo die Idee als edle Flamme aufloderte, die Sache in Verklärung dastand, der Zauber der Gemeinschaft (der von ihrem Segen und Wunder zu unterscheiden ist), die Seelen belebte, Anhörung tiefer und wahrer Reden, Versenkung in die Bibel, alles muss zu Alltag werden, sonst wird es zu Schein und Trug und auch ein Hohn der Andern. Auch die Sache selbst wird ungläubhaft, wenn man sie nicht lebt. Und zwar im Alltag. Das ist eben das Schwerste. Aussergewöhnliche Dinge kann man in irgend einem

Hochschwung des Gemütes tun, aber der Alltag: all die kleinen, unbedeutenden, langweiligen Dinge! Und doch: gerade der Alltag ist entscheidend. Es ist Gottes Ordnung: im Kleinsten erkennt man das Grösste, im Kleinsten muss das Grösste sich bewähren. „Was ihr an einem der Geringsten unter meinen Brüdern getan [oder nicht getan] habt, das habt ihr mir getan [oder nicht getan].“ Friedensgesinnung, Sozialismus, Gottes- und Christusglaube sind erst als echt bewährt, wenn sie im Kleinsten sichtbar werden, wenn der Alltag sie zeigt. Dann erst werden sie zum Wunder. Dann preist man darob den Vater im Himmel. Dann wird das Gewissen der Menschen erregt, dann wird vielleicht ihr Widerspruch, aber auch die Freude an Gott in ihnen erweckt.

Es ist, liebe Freunde, nötig, bitter nötig, entscheidend nötig, aber es ist auch möglich, in voller Wahrhaftigkeit, Lebendigkeit und Demut möglich, dass wir uns unter das Wort stellen: „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen.“  
L. R a g a z.

## Aussprache

### Zum Problem der Technik.

1.

Sehr geehrter Herr Professor!

Entschuldigen Sie, wenn ich als Leser der „Neuen Wege“ Ihnen kurz etwas erwidere auf etwas, das mich in Nr. 11 [1928] gestossen hat. Es ist für Sie vielleicht lächerlich, aber ich kann mir nicht helfen, ich stosse mich an der Glossierung der Ozeanüberquerung. Sie nennen Ihre Betrachtungen nicht einfach Chronik, sondern „zur Chronik“ und geben sich damit natürlich das Recht, die Sachen kritisch zu betrachten; das finde ich gut. Was ich nicht recht und gut finde, ist die Art, wie Sie eine technische Leistung, und sagen wir auch körperliche Leistung, lächerlich machen. Ich bin, verehrter Herr Professor, kein Boxer und kein Techniker, ich bin auch kein Deutscher und sicher kann ich Sie davon schwer überzeugen, dass ich jetzt und während des Krieges ein Hasser alles Deutschtums war und bin.

Ich kann es nicht verstehen, dass man die grossen Geschehnisse seiner Zeit negieren kann, dass man negieren kann, was diejenigen tun, die nicht von unserem Fach sind. Wem die Ueberquerung des Ozeans nichts ist, dem ist natürlich auch die Erfindung des Druckknopfes und der Rasierklinge nichts, und ich behaupte, dass diese Sachen so wichtig sind wie ein minderes Gedicht von Goethe, denn er hat bekanntlich auch solche gemacht. Dass ich vergleiche, geschieht, weil Sie, Herr Professor, verglichen haben, ich meine aber, man soll und darf diese Sachen nicht vergleichen. Wir haben nicht nötig, klein zu machen, um unsere Sache gross erscheinen zu lassen; die Gegner müssten es fast meinen.

Christus war doch zu Kana, er hat sich doch gewiss gefreut über den grossen Fischzug; es ist nicht frivol, und ist meine Ueberzeugung, wenn ich sage, Christus hätte Maria und Marta nicht warten lassen, wenn er — ein Telephon gehabt hätte, er hätte seinen Lieben angeläutet und gesagt, ängstigt euch nicht, ich komme. „Was Gott tut, das bestehet immer, man kann nichts dazu tun, noch abtun.“ (Prediger.)